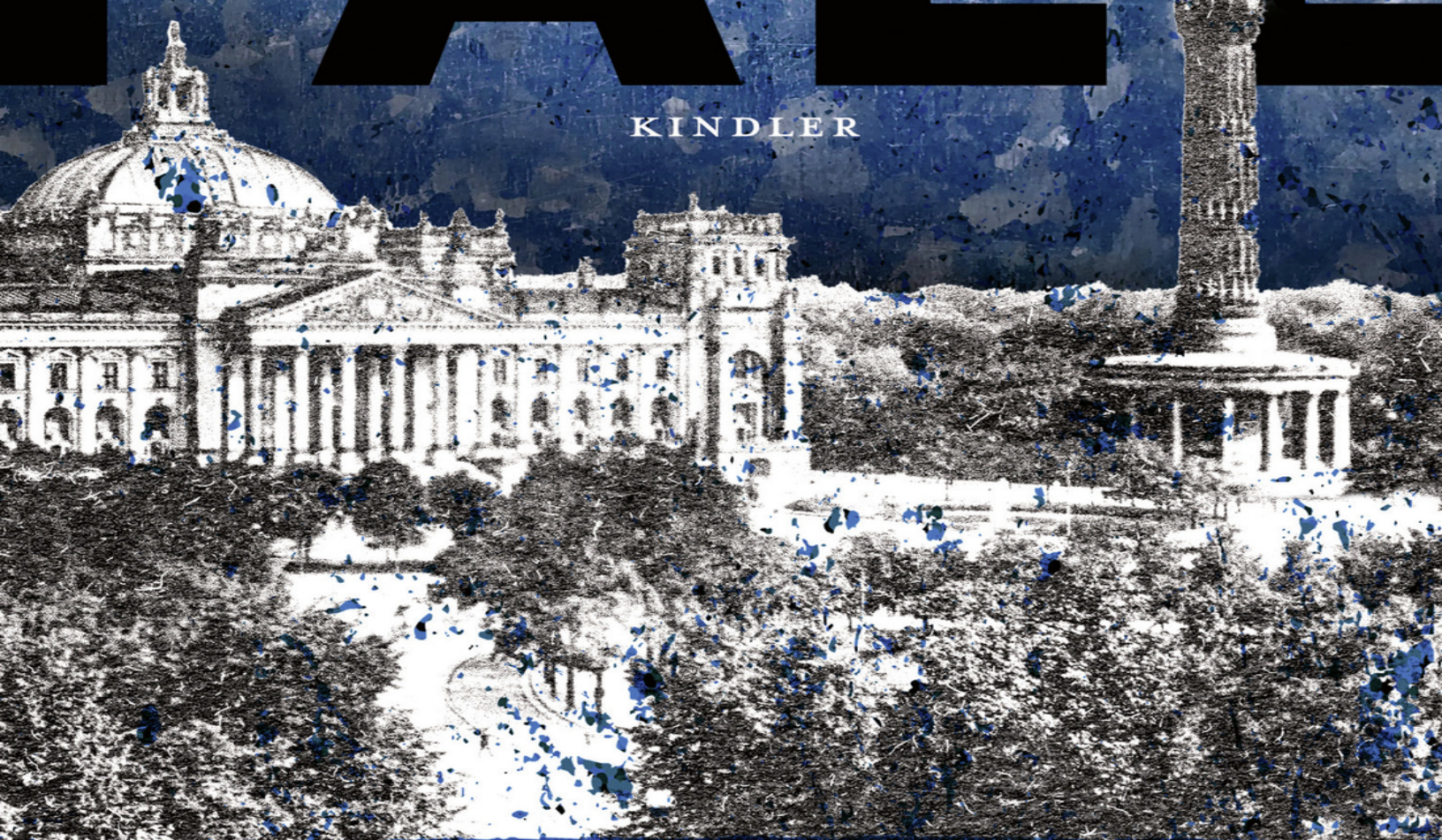


AXEL SIMON

THE  
THRONE  
FALL

KINDLER



K R I M I N A L R O M A N



**Axel Simon**

# **Thronfall**

*Kriminalroman*

## Über dieses Buch

*Ein Fall mit Sprengkraft: der deutsche Kaiser im Visier von Terroristen.*

Berlin, 1889. Jetzt rollen Köpfe. Sprengstoffanschläge auf Herrscherstandbilder kündigen terroristische Umtriebe an. Privatermittler Gabriel Landow glaubt sogar an ein Attentat auf den Kaiser! Nur eine fixe Idee? Das wäre immerhin nicht das einzige Hirngespinnst, das er mit sich herumschleppt. Denn Landow verdächtigt seine Herzdame, die resolute Polzeischreibkraft Elba Runge, mit dem Sozialisten Bebel nicht nur die Leidenschaft für eine gerechtere Gesellschaft zu teilen, sondern auch das Bett. Zudem rückt ein Notizbuch voller Zahlencodes den eigenwilligen Ermittler und seinen Kompagnon Orsini jäh ins Visier von Killern. Und der junge Kaiser? Während die Hauptstadt unter einem Glutofensommer ächzt, unternimmt Seine Majestät im Kreise einer handverlesenen Elite eine vierwöchige Kreuzfahrt in die Heimat der nordischen Helden. Aber genau dort, zwischen Morgengymnastik und Mythennebel, hat längst ein anderer ein Auge auf ihn geworfen. Und das birgt noch mehr Sprengstoff als das Dynamit der Terroristen.

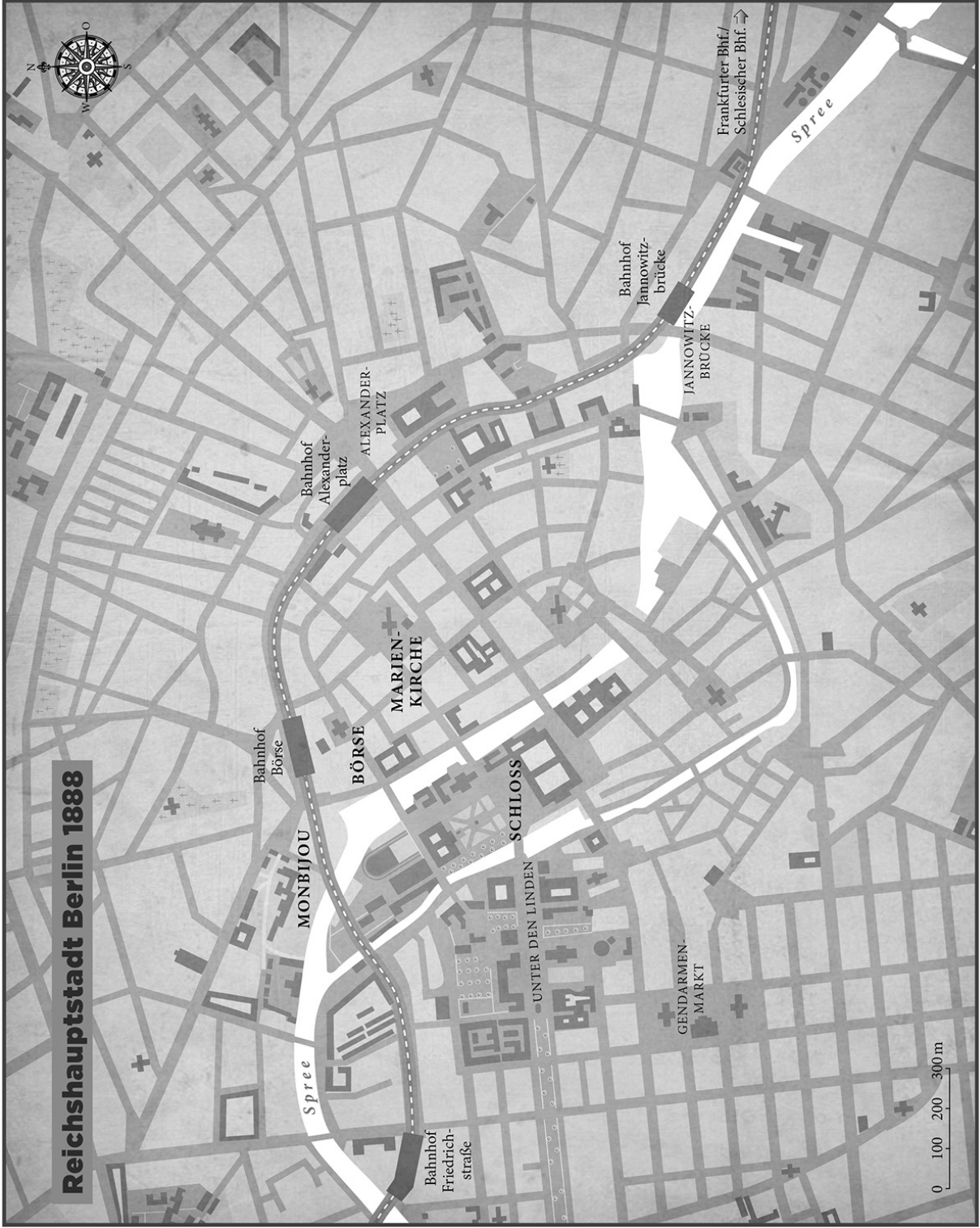
Berlin im Deutschen Kaiserreich: Band drei der historischen Kriminalserie um Ermittler Gabriel Landow.

«Man kann schon beim ersten Fall feststellen: Der Typ hat  
Format.» *Der Tagesspiegel* über ‹Eisenblut›

«Babylon Berlin im Kaiserreich.» *B.Z.* über ‹Goldtod›

## Vita

Axel Simon wuchs im Ruhrgebiet auf. Er hat an verschiedenen Theatern zeitgenössische Opern inszeniert und arbeitete danach lange als Creative Director in großen Werbeagenturen. Simon lebt heute in Hamburg.



**Reichshauptstadt Berlin 1888**



0 100 200 300m

«Die Lust der Zerstörung ist gleichzeitig  
eine schaffende Lust.»

Michail Bakunin (1814–1876)

Erster Abschnitt

## Zu Lande

«Dämmerung will die Flügel spreiten,  
Schaurig rühren sich die Bäume,  
Wolken zieh'n wie schwere Träume –  
Was will dieses Grau'n bedeuten?»

Joseph von Eichendorff

«Zwielicht»



# 1

*Sonntag, 6. Januar 89,*

*rund 200 Werst südlich von Moskau*

**K**anisin hat noch nie an Gott geglaubt. Weshalb sollte er ausgerechnet heute, am orthodoxen Weihnachtsabend, damit anfangen? Aber dieses Ding da draußen, glaubt er, das war vor einer halben Stunde doch noch nicht da. Oder? Dieses Ding dort auf halber Strecke zwischen seiner Wachstube neben dem Hauptportal der Waffenfabrik und der jetzt menschenleeren Allee, die in die Kreisstadt führt. Kanisin sieht manchmal Dinge, die andere nicht sehen. Das liegt an dem, was die Leute das Zweite Gesicht nennen. Kanisin hat vor acht Jahren das Attentat auf den Zaren vorausgesehen, fast auf den Tag genau. Und die Krebsgeschwulst der Witwe Nitkin aus der Parallelstraße ebenfalls. Doch meistens, das weiß er, entstehen seine Visionen bloß aus dem Heimdestillat seines Nachbarn Schlugin. Aber dieses Ding dort vorn, das gibt es tatsächlich. Kein Zweifel. Es steht halb im senfgelben Lichtkegel der einsamen Gaslaterne und halb im festlichen Schwarz der russisch-orthodoxen Weihnacht. Von hier aus betrachtet könnte man denken, es wäre ein großer Schlitten, wie man ihn zum Transport von Waren oder Brennholz benutzt. Von Zugtieren, Ochsen oder

Leibeigenen jedoch ist nichts zu sehen. Aber auf diesem Schlitten liegt etwas! Oder? Kanisin dachte zuerst, da säße einer drauf. Ein AngesoFFener, der sich erdreistete, direkt vor dem Empfangsgebäude der Kaiserlichen Waffenwerke zu Tula eingeschlafen zu sein. Unsinnigerweise sieht Kanisin sich um, dabei ist heute, am Abend des Weihnachtsfestes, außer ihm niemand hier. Es wird ihm also nichts anderes übrig bleiben, als seinen schweren Mantel anzuziehen und in den Schneeregen zu gehen und – ja, was eigentlich? – den besoffenen Schlittenkutscher aus dem Weg zu schaffen. Hier draußen ist es fast windstill, die kleinen Schneeflocken fallen senkrecht zu Boden und auf Kanisins Gesicht, als er prüfend zum Himmel sieht. Kein einziger Stern ist zu sehen.

Weihnachten ist immer ein Stern zu sehen, er kennt das von den Krippen, ein großer Stern mit einem Schwanz. Nicht mal das stimmt also. Kanisin stapft los. Die Bewegung tut ihm gut. Ein großer Transportschlitten, tatsächlich. Die Spuren der Kufen zeichnen sich noch deutlich im Schneematsch der Straße ab. Aber vor dem Schlitten sind keinerlei Fußspuren zu sehen. Weder von Menschen noch von himmlischen Rentieren.

Kanisin grunzt. Wie ist das Ding also hierhergekommen?

Er ruft vorsichtshalber zweimal «Hallo?».

Bekommt zweimal keine Antwort.

Auf dem Schlitten sitzt gar keiner. Da liegt nur ein großer Sack drauf. Ein Weihnachtsgeschenk für ihn, Kanisin, eigens dort hingestellt von der Direktion? Er grunzt wieder und nähert sich noch zwei Schritte. Er ist durchaus für einen Spaß zu

haben. Der Sack besteht aus grobem Stoff. Ein normaler Sack eben. Oder doch nur ein Scherz von den Kollegen? Haben die streunende Katzen und Pferdemist reingesteckt und stehen jetzt hinten bei der Materialeinfahrt und platzen fast vor Lachen? Tatsächlich, der Sack bewegt sich. Kanisin nimmt seinen Knüppel fester in die Hand. Was immer da drin ist und ihn gleich anspringen soll, er ist präpariert. Kanisin lauscht, ob er ein Brummen oder ein Wimmern hört. Aber nichts. Genug Zeit vertändelt. Entschlossen öffnet er das Seil, mit dem der Sack oben lose zugeschlaucht ist. Dann wollen wir die kleine Weihnachtsfee mal befreien, denkt er und grunzt wieder. Als er sieht, was der Sack enthält, steht er bloß erstaunt da und starrt. In dem Sack steckt tatsächlich eine Frau. Eine junge Frau. Ihre Haare sind ganz verstrubbelt. Sie sieht ihn an. Sie ist hübsch.

«Haben Sie die ganze Zeit da dringesessen?», fragt er schließlich.

Sie nickt und sieht ihn nur an.

«Aber warum?», fragt Kanisin.

«Ich habe darauf gewartet, dass Sie herauskommen», sagt sie.

Kanisin fällt nichts Besseres ein, als seine Frage von vorhin zu wiederholen: «Aber warum?»

«Wegen dem da», sagt sie ernst und deutet auf den Schlüsselbund in seiner linken Hand.

Kanisin hebt den großen Bund hoch, als sehe er die vielen Schlüssel zum ersten Mal, es sind 34 Stück, weiß er, sie klirren dabei hell wie Messglöckchen.

Als er zu der Frau zurückblickt, hat sie einen Revolver in der Hand, sieht er. Dann sieht Kanisin nichts mehr. Nie mehr.

Das Verschwinden des Pförtners gibt nach den Feiertagen Rätsel auf. Aber Kanisin sei immer schon ein Kautz gewesen. Atheist, Junggeselle und wer weiß was noch. Das Verschwinden des Prototyps 37 aus der neuen Baureihe von Repetiergewehren für die Armee wird seltsamerweise erst Wochen später bemerkt, dann aber nicht weiterverfolgt, da Chefingenieur Mosin die für die Nr. 37 verwendete Stahlsorte ohnehin nicht für vielversprechend hält. So geraten beide in Vergessenheit, Kanisin und der Prototyp.

## 2

*Montag, 4. Februar 89, etwas nördlich von Berlin  
Vier Wochen später, knapp 1800 Kilometer weiter  
westlich:*

Sein Gefühl hat ihn nicht getrogen. Der See liegt wünschenswert einsam vor ihm im goldenen Vormittagslicht. Walther Mangesius, seit vier Jahren Materialeinkäufer bei der AEG in Berlin und seit elf Tagen frisch geschieden, hat die Stadt verlassen, um, ja, warum überhaupt? Um zur Ruhe zu kommen wahrscheinlich. Deshalb ist er hier heraus in den Norden der Grafschaft Ruppín gereist, gerade mal achtzig Kilometer nördlich der Hauptstadt. Er hat stille Wanderungen unternommen, obwohl er dem Wandern nie etwas abgewinnen konnte. Jetzt will er eislaufen. Der See ist zugefroren und mit einer dünnen Schneeschicht dekoriert wie ein Weihnachtsstollen. Der Gedanke an die Weihnachtsfeste mit Marie und ihrer Mutter stülpt kurz Melancholie über ihn. Dann gurtet er die Kufen unter seine neuen Winterstiefel und stellt sich auf. Er ist noch unsicher auf den Beinen, um Halt bemüht. Fast so wie im richtigen Leben als frisch geschiedener Junggeselle. Durch die Apanage, die er Marie für die nächsten drei Jahre zu zahlen eingewilligt hat, wird er sich einschränken

müssen, aber er wird frei sein. Frei wie hier. Nach den ersten Stürzen aufs Eis hat er sich noch besorgt umgesehen, doch niemand bekommt sein unbeholfenes Straucheln hier draußen mit. Mangesius wickelt sich den Wollschal fest um den Hals und gleitet, jetzt schon sicherer auf der Mitte dieses völlig unbekanntem, *Stechlin* genannten Sees, dahin. In seiner Jugend war er ein gekonnter Eisläufer, und auch jetzt, mit Ende vierzig, kommen die vertrauten Bewegungen und Abläufe rasch zu ihm zurück. Er gleitet, fühlt das Prickeln der eisigen Luft auf seinen Wangen. Wird übermütig. Bewegt sich mit weit ausgebreiteten Armen kreuz und quer über den See. Der Reiseführer auf dem Nachttisch seiner Pension in Rheinsberg berichtet von einer Legende, die diesen See umgibt. Der Rheinsberger See, von dem aus man auf das Jugendschloss eines längst toten Königs blickt, wäre freilich malerischer zu befahren gewesen, aber der ist nicht zugefroren. Der Stechlin-See hingegen ist es und wird außerdem, so der Führer, zu gewissen Zeiten Ort eines besonderen Naturschauspiels, von dem die Leute hier zu berichten wissen. Was genau das ist, das weiß er nicht mehr. Irgendetwas mit einem Hahn, der auf einer Fontäne aus dem See emporsteigt. Von mir aus, denkt Mangesius, solange er das nicht jetzt tut. Er versucht eine Pirouette. Er hat mit dem Misslingen gerechnet, sein Sturz überrascht ihn nicht. Er lacht über seinen Übermut, liegt keuchend rücklings auf dem Eis und blinzelt in das freundliche Hell des Himmels. Morgen will er noch einmal hierherkommen, beschließt er, übermorgen muss er schon nach Berlin zurück, am Donnerstag Punkt sieben

beginnt wieder sein Dienst in Rathenaus *Allgemeiner Elektrizitäts-Gesellschaft* beim Stettiner Bahnhof. Mangesius atmet die kalte Luft tief ein, schließt zufrieden die Augen, da hört er den Schuss. Er rappelt sich mühsam hoch. Den nächsten Schuss hört und sieht er gleichzeitig. Dicht neben ihm spritzen Eissplitter hoch. Mangesius braucht einen Moment, um sich auf den Schlittschuhen ganz aufzurichten, dann winkt er mit weit ausgebreiteten Armen in die Richtung, in der er den Schützen vermutet. Er ruft mehrmals, um sich bemerkbar zu machen und nicht versehentlich für ein Stück Schwarzwild gehalten zu werden, das sich aufs Eis hinausgewagt hat. Den dritten Schuss hört und sieht er nicht mehr. Er spürt ihn bloß in seine mit Eiskälte und Zukunftshoffnungen gefüllte Brust einschlagen. Dann spürt er nichts mehr.

Der Betreiber einer benachbarten Köhlerhütte findet den Toten auf dem Eis erst am nächsten Morgen. Man birgt ihn vorsichtig, da es in der Nacht zu tauen begonnen hat und das Eis bereits gefährlich knackt. Der Mann, ein Feriengast aus Berlin, wurde ohne Zweifel erschossen, stellt man fest. Was man sich nicht erklären kann, ist, *wie*. Dort, wo man die Leiche fand, mitten auf dem See, ist das Ufer an allen Seiten zu weit entfernt, selbst ein geübter Schütze würde von dort nicht sicher treffen. Außerdem hat man keine Fußspuren auf dem Eis entdeckt außer denen des Erschossenen. Rätselhaft. Das wird man melden müssen.

### 3

*Freitag, 3. Mai 89, mitten in Berlin  
Ziemlich genau drei Monate später.*

**Z**wei Prinzen, einer davon nicht mal volljährig, und ein Baron mussten dran glauben. Sie verloren ihren Kopf. In Stücke gerissen von der Urkraft des Dynamits, das zumindest vermuten die untersuchenden Polizeikräfte. Die Sprengladungen waren in allen drei Fällen der Denkmalschändung so angebracht, dass tatsächlich nur die hohlen Häupter der Standbilder dran glauben mussten. Die Mitglieder des deutschen Hochadels präsentieren sich demzufolge auf den Bildern, die die Presse davon veröffentlicht, erschreckend kopflos. Ein Abendblatt titelt deshalb falsch: «In Berlin rollen die Köpfe!» Man vermutet anarchischen Vandalismus. Das aber ist falsch. Denn um die Bürger nicht zu beunruhigen, hat die Polizei zurückgehalten, was man an allen drei Tatorten fand: ein Schreiben, aufgemacht wie ein schnell zusammengeschusterter Propaganda-Handzettel. Darauf abgebildet ist jeweils das grimmige, holzschnittartige Porträt eines Menschenaffen der Gattung Schimpanse, der schief auf seinem dunklen Schädel



eine Krone trägt. Unter diesem Bild befinden sich jeweils nur zwei Sätze:

Ein Arbeiter verdient 600 Mark im Jahr.

Ein Kaiser verdient den Tod.

Das war beunruhigend. Das ging über blindwütige Zerstörung weit hinaus. Das war eine Absichtserklärung und musste gemeldet werden.

## 4

*Mittwoch, 8. Mai 89, Ritterstraße, ganz oben, ganz hinten*

**E**in Betrunkener wird im fortgeschrittenen Rausch hilflos wie ein Kind. Ein Trinker dagegen findet auch in diesem würdelosen Zustand noch den Weg nach Haus und sogar das Schlüsselloch. Es sei denn, das wird ihm geradewegs vor dem einstichbereiten Schlüsselbart fortgerissen, weil von innen jemand abrupt die Tür öffnet.

Der in tiefer Nacht heimkehrende Landow, es wird schon dreie durch sein, den Oberkörper tief zum Schloss hinabgebeugt, stutzt noch, da ist die Gestalt, die ihm von drinnen entgegenrennt, schon an ihm vorbei und die Stiege hinabgestürmt. Landow ist, seinem Zustand angepasst, verzögert fassungslos. Ein Einbrecher! Bei ihnen! Die Tür weist äußerlich keine Anwendung roher Gewalt auf, keine Kratzer von Stemmeisen oder Kuhfuß, das zumindest stellt der Sonderermittler selbst in dicht benebeltem Zustand noch fest. Also muss das ein Profi gewesen sein, der mit Dietrich und Draht hantiert. Gut, dass es bei ihnen nichts zu holen gibt, denkt sich Landow und verschließt sorgsam von innen die Tür. Dann schaut er sicherheitshalber doch in der Kaffeedose mit dem Palminsel-Motiv nach, die in der Abstellkammer neben den getrockneten Hülsenfrüchten steht und ihr gemeinsames

Wirtschaftsgeld verwahrt. Kein originelles Versteck, das weiß er. Jeder Einbrecher kennt das. Aber hier fehlt nichts. Entweder er hat den Dieb beim Stöbern gestört, oder der hat etwas anderes gesucht. Schwankend streift er die Schuhe ab. Dann macht er doch noch Licht und inspiziert die zweieinhalb engen Zimmer, die nachts ihre Wohnung, tagsüber ihre Detektei Orlando sind. Orsini, sein Kompagnon und das «Or» von Orlando, ist nicht da, schläft wieder fremd, Landow ahnt schon, neben wem. Im Zwielight sieht diese Ansammlung gebrauchter Möbel und klotziger Karteischränke, die bloß Leibwäsche enthalten, und der Schreibtische, die mit wenigen Handgriffen zu Betten umfunktioniert werden können, noch trostloser aus. Bei seinem Inspektionsgang denkt er noch einmal rasch *Einbrecher! Bei ihnen!*, dann entdeckt er auf dem Kaminsims eine Lücke. Da fehlt was. Aber das hat er selbst vergangene Woche dort weggenommen und fortgebracht. Dort stand die Urne mit der Asche seines missratenen Bruders, der im letzten Sommer in seinen Armen starb.

Drei Minuten später hat Landow seine abgestreiften Kleider in der Wohnung verteilt und löscht das Licht. Man kann sich, sinniert er, schon auf einem breiten Strom zügig Richtung Schlaf treibend, in dieser Stadt wirklich nirgends mehr sicher sein. Selbst bei ihnen nicht, unterm Dach.

Dumpf wie die Kesselpauken einer Truppenparade, unerbittlich wie ein entzündeter Zahn. Orsini, eben erst nach Haus gekommen, fährt aus dem schwarzen Schlaf hoch. Draußen

dämmert gerade der Tag. Was soll dieser Lärm? Der kommt, das zumindest ist feststellbar, von ihrer Wohnungstür und besteht im Wesentlichen aus dem Schlagen von Fäusten. Orsini wickelt sich eilig aus seinen Decken und steht auf, da wird das Hämmern an die Tür abrupt beendet. Holz splittert. Die Tür fliegt auf. Schritte donnern herein. Sie sind zu viert. Der Erste hält Orsini ein Schreiben hin:

*Hausdurchsuchung aufgrund Verstoßes gegen das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878.*

Dann folgt viel Kleingedrucktes, in dem mehrfach das Zeichen «§» vorkommt, danach eine unleserliche Unterschrift und drei Dienststempel. Vier Leute sind für eine Durchsuchung ihrer Räume großzügig bemessen, denkt er und lauscht in den nächsten Minuten der raschen, an- und abschwellenden Geräusentwicklung im Badezimmer, in der Küche, in Landows Zimmer und direkt hier vor seiner Nase. Orsini, gerädert von der Nacht mit der unermüdlichen Lisbeth Brecht, legt den Amtswisch zur Seite und geht so, wie er schlief, nämlich nackt, näher an den Mann heran, der gerade das Karteifach mit seinen Strümpfen durchsucht.

«Vielleicht möchten Sie diesen Tag mit einer Leibesvisitation beginnen, Herr Chefinspektor? Und falls Ihnen dabei auffallen sollte, dass ich, fürs Protokoll, nur über einen Arm, den linken

nämlich, verfüge, bitte ich, das nicht politisch zu interpretieren und gegen mich zu verwenden.»

Der Mann, in schlechtes Zivil gekleidet wie die meisten Polizisten der unteren Ränge, unterbricht seine Suche tatsächlich für einen Moment. Er schaut zuerst auf Orsinis Armstumpf und danach auf die übrige Nacktheit, dann sucht er, was auch immer, wortlos weiter. Bismarcks sogenanntes *Sozialistengesetz* sollte bereits vor Jahren abgeschafft werden und ist ohnehin ein Widerspruch in sich. Es gibt zwar sozialistische Abgeordnete im Reichstag, aber deren Basis, eine sozialistische Partei, ist offiziell verboten. Noch. Im nächsten Jahr, zur Reichstagswahl Anfang 90, soll es zu Fall gebracht werden. Noch aber ist es in Kraft, wie man sieht und nicht überhören kann. In ihrer Küche scheppert was. Der Mann in Orsinis Zimmer untersucht jetzt sogar den Rückraum zwischen Schrank und Fußleiste.

«Darf ich mich in meinen Wohnräumen frei bewegen, Herr Generalmajor?»

Als er keine Antwort bekommt, geht Orsini rüber ins Badezimmer, wo der dortige Spürhund gerade die fortschrittliche Wasserspülung ihres Klosetts betätigt.

«Was ist das?», fragt der Mensch ihn prompt.

«Eine Toilette», antwortet Orsini und verkneift sich nicht den Zusatz: «Noch nie gesehen? Müssen Sie im neuen Präsidium noch über die Sickergrube? Ich dachte, die Rote Burg [\*] wäre in allen Belangen hochmodern? Um noch einmal zu spülen, nur

an der Kurbel drehen, das füllt den Behälter, dann den Hebel ziehen, und schon hat der ganze Scheiß ein Ende.»

Der Toiletteninspekteur, auch er in schlecht sitzendem Anzug und abgetretenen Schuhen unterwegs, scheint kurz zu überlegen, ob er ihn dafür schlagen oder verhaften soll, aber dann blickt er bloß auf Orsinis nicht vorhandene Vorhaut.

«Jude?»

«Ich denke, eher Sozialist. Das zumindest steht auf Ihrem Marschbefehl.»

«Ziehen Sie sich mal lieber was an, mein Herr. Schämen Sie sich gar nicht?»

Orsini kommt nicht dazu, den Kopf zu schütteln, da taucht der Sozialistenjäger aus der Küche, der bisher den meisten Lärm veranstaltet hat, in der Tür auf und fragt ihn: «Wohnen Sie hier allein?»

Nanu? Vorhin, gegen viere oder so, ist Landow doch noch in seinem Zimmer gewesen, erinnert Orsini sich. Man hat ihn (wie immer) gehört und (wie meistens) gerochen. Tatsächlich, das Bett nebenan ist zerwühlt, aber leer. Orsini kratzt sich mit der Hand am Kopf und versucht gerade, das und diesen Aufmarsch hier zu verstehen, da ertönt von nebenan ein Pfiff. Alle vier Polizisten sammeln sich im Flur, jeder von ihnen schüttelt kurz das dienstliche Haupt, dann rücken sie ab. Keine dreißig Sekunden später hört man sie unten im Vorderhaus auf die Ritterstraße hinauspoltern.

Der Barbar in der Küche hat tatsächlich zwei Teller zerschlagen und natürlich keinen Grund gesehen, sich dafür zu

entschuldigen.

«Sind Sie Jude?!», bellt ihn von hinten eine Stimme an. Orsini fährt herum. Ach nee, guck an, der Landow!

«Wo waren Sie denn, Mensch?»

«Draußen, auf dem Fenstersims. Ich war nicht sicher, wer hier so dringend reinwill. Habe gerade ein paar Meinungsverschiedenheiten mit dem Betreiber eines Wettbüros. Ich sage nur: Pole. Übrigens: Gestern, als ich – vor Ihnen – nach Haus kam, überraschte ich hier einen Einbrecher. Sie müssen nicht nachsehen, unsere Haushaltskasse ist noch da. Drei Stunden später durchsucht die vierfache Menge Leute unser hochelegantes Domizil wegen sozialistischer Umtriebe, aber den Engels und Bakunin auf Ihrem Bücherbrett haben die nicht beanstandet. Lesen Sie das Zeug überhaupt oder dekoriert es bloß das leere Regal? Wie auch immer: reichlich seltsam, Herr Detektiv, oder?»

Orsini fegt, immer noch nackt, mit dem Kehrblech die Keramikscherben fort. Erst als er die penibel im Ascheimer versenkt hat, guckt er Landow an und sieht dabei irgendwie schuldbewusst aus.

«Das Einzige, was irgendwer bei uns außer unserer angenehmen Gesellschaft gesucht haben könnte, scheint mir demnach das hier zu sein.» Sagt's, dreht das Kehrblech um und nimmt etwas von dessen Unterseite fort, das dort festgeklebt war. Ein Notizbüchlein, gerade mal handtellergrößer. Es enthält Zahlen. Viele Zahlen. Ganze Kolonnen davon.

«Geldschrank-Kombinationen? Tombola-Gewinnnummern? Abgekartete Pferdewetten? Was ist das, Orsini?»

«Keine Ahnung, Landow, ehrlich. Das Ding war bloß Beifang. Gestern gegen Mittag, ich extrahierte gerade oben beim Französischen Dom erfolgreich ein paar lohnende Brieftaschen, fiel es mir in die Finger. Fühlte sich an wie eine kleine Börse, also nahm ich's mit. Ungewöhnlich war, dass mir danach zwei Männer folgten. Erst hielt ich es für ein Hirngespinnst, aber dann merkte ich, dass es keins war. Dass die mich möglicherweise wegen dieses Büchleins verfolgten, darauf bin ich gar nicht gekommen. Ich dachte zuerst an Zivilpolizei. Ich habe dann ein paar ungewöhnliche Abkürzungen genommen, sogar die hundertprozentige durch die Nationalgalerie, und als ich gestern Nachmittag hier ankam, war ich eigentlich sicher, sie abgehängt zu haben.»

«Eigentlich war er sicher», öffnet Landow ihn nach. «Offenbar nicht. Und eins steht immerhin nun fest: Von der Polizei waren die wohl kaum, denn die hätten auf alle Fälle Sie mitgenommen, wegen Taschendiebstahls, wegen Ihres Bakunins oder weil Sie Jude sind. Oder einfach bloß so zum Spaß. Mein Großvater sagte bereits: Bücher können einen in Teufels Küche bringen. Seine wertvollen Ausgaben des Marquis de Sade haben wir erst nach seinem Tod durch Zufall auf dem Speicher gefunden. Gemessen an seiner Winzigkeit hat dieses rätselhafte Heftchen hier aber offenbar das Zeug zu echten Scherereien.»



Orsini, zu dieser frühen Stunde noch nicht bereit, seine Fahrlässigkeit einzugestehen, beobachtet seinen Kompagnon eine Weile und fragt dann: «Sie kommen mir unausgeglichen vor, wenn ich das sagen darf. Verraten Sie den Grund? Liebeskummer, Landow?»

. . .

Zur selben Zeit etwa, aber viel weiter nördlich in der großen Stadt, etwas unterhalb vom Güterbahnhof an der Bernauer Straße, können drei junge Männer nicht anders, als sie immer wieder verstohlen zu betrachten. Sie, das sind zwei große, an sich nicht weiter verdächtig aussehende Transportkoffer mit kleinen Rädern an jeweils einer Seite und stabilen Haltegriffen an der anderen. Sämtliche Kanten sind mit Metall beschlagen, die Ecken der Behälter sind zusätzlich armiert. Eine der Kisten ist kaum größer als ein Reisekoffer, die andere ist schlank und ziemlich lang, fast mannshoch. Die beiden Dinger sind seit gestern Abend hier. Mit der Post war vor ein paar Tagen zuerst ein Gepäckschein gekommen, gestern am Nachmittag haben sie die beiden Kisten damit am Görlitzer Bahnhof abgeholt und wie verabredet in ihrer Wohnung deponiert. Und seitdem sehen die drei jungen Männer ständig zu ihnen herüber und fragen sich still, was diese mit plombierten Schlössern versehenen Behälter beherbergen könnten. Aber sie halten sich eisern an die Anweisung aus dem Begleitschreiben, die Kästen unter keinen Umständen zu öffnen. Man werde sie zu gegebener Zeit

abholen. Wer ist *man*? Wann ist die gegebene Zeit? Das Warten ist das Schlimmste. Die drei jungen Männer, keiner älter als neunundzwanzig, ein Tscheche, ein Österreicher, ein Deutscher haben das Warten satt. Wie froh waren sie, als vor einer Woche endlich das Zeichen zum Losschlagen kam. Wie groß war die Enttäuschung gewesen, als sie merkten, dass die zu exekutierenden Prinzen nur Bronzestandbilder waren. Aber als es dunkel wurde und jeder von ihnen, Dynamit und Zündkapsel noch sauber getrennt, sein ihm zugelostes Ziel ansteuerte, da hatte die Erregung sie doch übermannt. Jedem von ihnen hatten die Hände gezittert beim hastigen Anbringen der schmalen Dynamitketten. Sie hatten sich genau an die Bauanleitung gehalten, hatten geringe Dosen zusammengekoppelt wie bei einem Diadem. Diese Dynamitkronen hatten sie den Standbildern um die Stirn gelegt wie einen zerstörerischen Lorbeerkranz. Dann verzögerte Zündung und nichts wie weg! Sie waren schon einen halben Häuserblock weiter, als es hinter ihnen krachte. Am nächsten Tag hatten die Zeitungen darüber berichtet. *Im Reich rollen die Köpfe* hat eine geschrieben. Dabei stimmte das gar nicht. Die Hohlschädel der Prinzen rollten nicht, sondern waren in tausend Stücke zerrissen worden. Fortgeflogen wie ein aufgeschreckter Schwarm Stare. Ihre Guillotine heißt Dynamit. Aber ihre Revolution wird nicht geringer sein als die vor hundert Jahren. Sie haben noch nicht einmal richtig angefangen. Sie haben bloß geübt. Sie haben nur Krach gemacht. Noch ist kein Blut geflossen.

Der Slowake, er nennt sich Desmoulins, denn jeder hier hat nur einen Künstlernamen, damit sie bei einer Verhaftung nichts preisgeben können, Desmoulins also, ein knochiger Schlacks mit rostroten Haaren, kommt gerade vom Klo zurück und tut so, als würde er die beiden Hindernisse im Korridor nicht beachten. Aber er kann nicht anders als stehen zu bleiben, auf sie hinab zu starren, sie kurz mit der Fußspitze anzustoßen und dann zu den anderen in die Küche zu gehen. Wahrscheinlich werden sie heute das tun, was sie seit Wochen in ihrer engen Mietwohnung im Dunstkreis der Brauerei tun: warten. Im befremdlichen Gemisch des süßlichen Hefegeruchs aus der Franseckistraße und des stechenden Apothekenduftes der Sprengelatine, die, portionsweise in Ölpapier gewickelt wie Hartwurst, in der Kammer nebenan lagert. In dieser lähmenden Atmosphäre werden sie warten, bis es endlich losgeht.

## 5

*Donnerstag, 9. Mai 89*

Sie müssen nicht groß darüber reden, und deshalb tun sie es nicht. Beide sind nicht freiwillig hier. Gabriel Landow würden mindestens fünf andere Orte einfallen, an denen er jetzt lieber wäre, und dem kleinen, stillen Herrn wahrscheinlich auch, der sich im Waschraum des Schauspielhauses direkt neben ihm sehr penibel die Finger abtrocknet. Trotzdem, vielleicht sogar, um höflich zu sein, fragt Landow diesen Herrn Erbs, den Begleiter einer Begleitung von Landows Begleitung: «Und, wie gefällt sie Ihnen?»

Clemens Erbs, Anfang sechzig und noch immer eine schneidige Erscheinung, keine Spur von Fett unter der Weste, keine Hautlappen unterm Kinn, könnte darauf mehrere Antworten geben, die früher oder später in Schwärmerei münden würden. Und das entspräche absolut den Tatsachen, denn Erbs findet die Witwe Grün, die er heute ins Theater begleiten darf, überaus apart. Und genau das sagt er dem großen Herrn am Waschtisch neben sich: «Überaus apart.»

«Eine erstaunliche Antwort. Sie finden die *Wildente* von Ibsen überaus apart? Wenn sie mich fragen: Mir ist *Wildente* mit Preiselbeersoße lieber. Aber verraten Sie mich nicht, das könnte bei unseren Damen Ärger geben.»

Der kleine Herr Erbs stutzt, bemerkt das Missverständnis und kann, während sie von fremden, erleichterten Herrn durch die Tür ins Foyer hinausgeschoben werden, nur noch ergänzen: «Ach, Sie meinten das Stück.»

Exakt zur gleichen Zeit auf der Damentoilette gegenüber waschen sich die Begleiterinnen der Herren Landow und Erbs die Hände. Sie sind absolut freiwillig hier. Sie verfolgen dieses moderne Schauspiel, in dem es um gesellschaftliche Doppelbödigkeit geht, um Verlogenheit und Lebenslügen aller Art, sehr gebannt. Aber das ist gar nicht Thema ihres kleinen Toilettengesprächs. Elisabeth Grün, Witwe eines wohlhabenden Spielzeugunternehmers und wie ihre Freundin, die Polizeisekretärin Elba Runge, leidenschaftliche Verfechterin der Sozialdemokratie, hat etwas auf dem Herzen.

«Gerade heraus, Elba, wie finden Sie ihn?»

«Ihren Begleiter? Hm, still, tadellose Manieren, gut aussehend, etwas melancholisch vielleicht, aber das kann am Stück liegen. Mehr kann ich dazu nicht sagen, ich habe ihn vor zwei Stunden ja zum ersten Mal gesehen.»

Frau Grün nickt. Sie ist jetzt Anfang sechzig und beileibe keine Schönheit. Das weiß sie. Nach dem Tod ihres Mannes vor knapp zwei Jahren gab es einige Galane, verarmte Offiziere, glücklose Dichter, hadernde Erfinder, die erst ihre Aufwartung machten, dann allzu schwere Blumengebinde ranschleppten und schließlich über eine gemeinsame Zukunft sprechen wollten. Frau Grün aber fühlt sich nach einer quälend farblosen Ehe zum ersten Mal wie befreit, will zu den Gebinden

sonst nichts Bindendes, gibt aber gern und reichlich von ihrem Vermögen für die gute Sache, den Klassenkampf. Dennoch kann sie nicht umhin, diesen stillen Herrn Erbs zu mögen. Er antichambriert nicht, er kommt ihr nicht mit fragwürdigen Buketts und schon gar nicht mit gemeinsamen Zukunftsvisionen. Er ist einfach an ihrer Seite, öffnet Türen, zieht die bewundernden Blicke weitaus Jüngerer auf sich und lächelt. Ein echter Herr, ein wahrer Glücksfall. All das tut ihr gut. Aber genau das macht ihr Angst.

Frau Grün, jetzt in der Ecke bei den Frisierspiegeln, nimmt einen verstohlenen Zug von Elbas Zigarette. Seit der Spielzeugfabrikant Grün, trotz seines Metiers in jeder Hinsicht unbunt und fantasielos, seine letzte Ruhe in Weißensee gefunden hat, tut sie gern verbotene, undamenhafte Dinge: auf Theatertoiletten an fremden Zigaretten ziehen, heimlich Mitglied in der illegalen Sozialistischen Arbeiterpartei SAP sein, auf Parteiveranstaltungen wie ein Droschkenkutscher «Hurra!» rufen und Bier aus Flaschen trinken. Und – sich von einem geheimnisumflorten Herrn wie diesem Clemens Erbs begleiten lassen.

Das erste Klingelzeichen mahnt zur Eile.

«Könntest du, Genossin, wohl mal einen Blick in eure Polizeikartei werfen? Ob über ihn etwas vorliegt? Nicht auszudenken, wenn ja. Doch wenn ich einen Blick in den Spiegel werfe, frage ich mich, weshalb ein Herr wie er meine Nähe sucht.»